

RECLAM BIBLIOTHEK

Marcel Proust

Auf der Suche
nach der verlorenen Zeit

Band 7

Die wiedergefundene Zeit

Übersetzung und Anmerkungen

von Bernd-Jürgen Fischer

Reclam

Inhalt

Die wiedergefundene Zeit

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	45
Drittes Kapitel	231

Anhang

Zum siebten Band der Ausgabe	505
Anmerkungen	509
Literaturhinweise	584
Inhaltsübersicht	590
Namenverzeichnis	600

Erstes Kapitel

Tansonville

Den ganzen Tag in diesem etwas zu ländlichen Anwesen, das nur wie ein Ort zum Ausruhen zwischen zwei Spaziergängen oder während eines Regenschauers wirkte, einer dieser Behausungen, in denen jeder Salon wie eine Gartenlaube wirkt und in dem auf den Tapeten der Zimmer im einen die Rosen des Gartens, im anderen die Vögel aus den Bäumen zu einem gekommen sind und einem Gesellschaft leisten – ein jedes für sich –, denn es handelte sich um eine jener alten Wandbespannungen, bei denen jede einzelne Rose so klar ausgearbeitet war, dass man sie hätte pflücken können, wäre sie lebendig gewesen, jeden Vogel in einen Käfig hätte setzen und zähmen können, und die nichts von der großflächigen Ausstattung heutiger Zimmer an sich hatte, bei der sich vor einem silbernen Hintergrund sämtliche Apfelbäume der Normandie in japanischem Stil aufreihen und die Stunden, die man im Bett verbringt, mit Halluzinationen füllen; den ganzen Tag also verbrachte ich in meinem Zimmer, das auf die schönen Grünflächen des Parks hinaussah, auf den Flieder am Eingang, das grüne Laub der hohen, in der Sonne funkelnden Bäume am Ufer des Teichs und auf den Wald von Méséglise. Im großen und ganzen betrachtete ich all das nur deshalb mit Vergnügen, weil ich mir sagte: »Es ist schön, dass ich so viel Grün vor meinem Zimmerfenster habe«, bis ich dann in dem weitläufigen, sattgrünen Gemälde den ganz einfach aufgrund der größeren Entfernung im Gegensatz dazu tiefblau gemalten Glockenturm der Kirche von Combray erkannte. Nicht etwa eine Darstellung dieses Turms, sondern der Turm selbst hatte sich inmitten des leuchtenden Grüns in einem ganz anderen, derart düsteren Ton, dass es fast schien, als sei er nur gezeichnet, in das

Rechteck meines Fensters eingeschrieben und führte mir so die Entfernung in Meilen und in Jahren vor Augen. Und wenn ich einen Augenblick mein Zimmer verließ, bemerkte ich am Ende des Flurs, da er in die entgegengesetzte Richtung führte, gleich einem scharlachroten Band die Wandbespannung eines kleinen Salons, die nur aus einfachem, aber rotem Mousselin bestand und bereit war, sich zu entzünden, sobald ein Sonnenstrahl sie treffen würde.

Während dieser Spaziergänge sprach Gilberte mit mir über Robert, als wende er sich von ihr ab, um sich mit anderen Frauen abzugeben. Und tatsächlich war sein Leben etwas übertoll von ihnen, und zwar, wie auch gewisse Männerkameradschaften bei Männern, die Frauen lieben, mit jenem Charakter überflüssigen Aufwands und unnützer Platzverschwendung, der in den meisten Haushalten Gegenständen eigen ist, die für nichts gut sind. Er kam mehrmals nach Tansonville, während ich dort war. Er war jetzt ganz anders, als ich ihn bisher gekannt hatte. Sein Leben hatte ihn nicht fett und behäbig werden lassen wie Monsieur de Charlus, sondern hatte vielmehr die entgegengesetzte Veränderung in ihm bewirkt und ihm – obwohl er bei seiner Verehelichung seinen Abschied genommen hatte – das flotte Äußere eines Kavallerieoffiziers verliehen, wie er es in dieser Weise nie besessen hatte. In dem Maße, in dem Monsieur de Charlus dicker geworden war, war Robert (der zwar weitaus jünger war, bei dem man aber merkte, dass er sich diesem Ideal mit den Jahren nur desto weiter annähern würde, so wie gewisse Frauen, die finster entschlossen ihr Gesicht ihrer Taille opfern und sich von einem bestimmten Augenblick an nicht mehr aus Marienbad wegrühren, weil sie, da sie nicht mehrere Jüngenden zugleich festhalten können, annehmen, dass die der Gestalt noch am ehesten in der Lage sei, für die anderen einzuspringen), in einer entgegengesetzten Auswirkung desselben Lasters, schlanker und behender geworden. Diese Fixigkeit hatte übrigens

verschiedene psychologische Ursachen, nämlich die Furcht, gesehen zu werden, den Wunsch, diese Angst nicht merken zu lassen, und die Fieberhaftigkeit, die aus der Unzufriedenheit mit sich selbst und aus dem Überdruß entspringt. Er hatte die Gewohnheit, gewisse üble Örtlichkeiten zu besuchen, von denen er nicht wollte, dass man ihn hinein- oder hinausgehen sah, und in die er sich deshalb, um den scheelen Blicken eventueller Passanten möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, hineinstürzte, als wollte er sie im Sturm erobern. Und diese Windstoßattitüde war ihm geblieben. Vielleicht war sie auch das Verhaltensschema scheinbarer Unerschrockenheit bei jemandem, der nicht zeigen will, dass er Angst hat, und sich keine Zeit lassen will, nachzudenken. Der Vollständigkeit halber sollte man noch den sich mit zunehmendem Alter verstärkenden Wunsch berücksichtigen, jung zu erscheinen, und sogar die Ungeduld jener stets gelangweilten, immer über alles erhabenen Männer, die für das müßige Leben, das sie führen, zu intelligent sind, und in dem ihre Fähigkeiten nicht zum Tragen kommen. Zweifellos kann auch bei diesen der Müßiggang in Lässigkeit seinen Ausdruck finden. Doch vor allem seit Leibesübungen in so hoher Gunst stehen, hat der Müßiggang selbst jenseits der eigentlichen Sportausübung eine sportliche Form angenommen, die sich nicht mehr in Lässigkeit niederschlägt, sondern in einer fiebrigen Lebhaftigkeit, die meint, sie lasse der Langeweile weder Zeit noch Raum genug, sich zu entwickeln.

Meinem Gedächtnis, sogar meinem unwillkürlichen Gedächtnis, war die Liebe zu Albertine abhandengekommen. Aber es scheint, dass es ein unwillkürliches Gedächtnis der Gliedmaßen gibt, die blasse, unfruchtbare Imitation des anderen, das länger lebt, so wie auch gewisse Tiere oder Pflanzen, die nicht vernunftbegabt sind, längere Zeit leben als der Mensch. Die Beine, die Arme stecken voller schlummernder Erinnerungen. Einmal, als ich ziem-

lich früh von Gilberte weggegangen war, erwachte ich mitten in der Nacht in diesem Zimmer in Tansonville und rief, noch halb im Schlaf: »Albertine«. Nicht, weil ich an sie gedacht oder von ihr geträumt oder weil ich sie mit Gilberte verwechselt hätte: Eine in meinem Arm sich entfaltende Erinnerung hatte mich nämlich wie in meinem Zimmer in Paris hinter meinem Rücken nach der Klingel suchen lassen. Und als ich sie nicht fand, hatte ich gerufen: »Albertine«, da ich glaubte, meine verstorbene Freundin liege neben mir, wie sie es abends oft tat, und wir seien zusammen eingeschlafen, wobei wir dann beim Erwachen auf die Zeit vertrauten, die Françoise brauchen würde, um herbeizukommen, damit Albertine bedenkenlos die Klingelschnur ziehen könnte, die ich nicht fand.

Er wurde – zumindest während dieser unerfreulichen Phase – sehr viel harscher und brachte seinen Freunden, mir zum Beispiel, so gut wie keine Empfindungen mehr entgegen. Dagegen zeigte er gegenüber Gilberte Anfälle von Empfinderei, die er bis ins Komödiantische trieb und die irritierten. Nicht etwa, dass Gilberte ihm tatsächlich gleichgültig geworden wäre. Nein, Robert liebte sie. Aber er belog sie die ganze Zeit; seine Unaufrichtigkeit, wenn nicht sogar der Beweggrund für seine Lügen, kam ständig ans Licht. Und dann glaubte er sich nicht anders herauswinden zu können, als dass er in geradezu lächerlicher Weise das Ausmaß seines durchaus empfundenen Kummers darüber, Gilberte weh getan zu haben, übertrieb. Er kam in Tansonville an und sagte, er müsse schon am nächsten Morgen wegen eines bestimmten Herrn aus der Gegend wieder abfahren, der ihn angeblich in Paris erwartete und der, wenn man ihm just an demselben Abend in Combray begegnete, die Lüge – weil Robert versäumt hatte, ihn vorab zu instruieren – unabsichtlich an den Tag brachte, indem er erzählte, dass er für vier Wochen aufs Land gekommen sei, um sich zu erholen, und so lan-

ge auch nicht nach Paris zurückfahren werde. Robert errötete, sah das melancholische, stolze Lächeln Gilbertes, ließ den Tolpatsch unter Verwünschungen brüsk stehen, ging noch vor seiner Frau nach Hause, ließ ihr ein verzweifelttes Briefchen überbringen, in dem er ihr sagte, er habe diese Lüge nur erfunden, um ihr keinen Kummer zu machen, damit sie, wenn sie ihn aus einem Grund wegfahren sah, den er ihr nicht sagen könne, nicht etwa glaube, er liebe sie nicht (was alles letztlich, auch wenn es als Lüge gemeint war, zutraf), bat schließlich, zu ihr kommen zu dürfen, wo er dann teils aus echter Betrübnis, teils aus Überdruß an diesem Leben, teils in einer täglich dreister werdenden Simulation aufschluchzte, sich geißelte, von seinem baldigen Tod sprach und zuweilen aufs Parkett sackte, als würde er ohnmächtig. Gilberte, die ihn zwar in jedem einzelnen Punkt für einen Lügner hielt, sich ganz allgemein jedoch geliebt wähnte, wusste nicht, inwieweit sie ihm glauben sollte, und ängstigte sich wegen dieser Vorahnung eines baldigen Todes und fürchtete, er habe womöglich eine Krankheit, von der sie nichts wusste, weshalb sie auch nicht wagte, seine Pläne zu durchkreuzen und ihn zu bitten, auf seine Reisen zu verzichten.

Ich verstand übrigens umso weniger, weshalb er sie unternahm, als Morel mit Bergotte überall dort, wo die Saint-Loups sich aufhielten, ob in Tansonville oder in Paris, empfangen wurde wie ein Sohn des Hauses. Morel konnte Bergotte hinreißend nachahmen. Nach einiger Zeit brauchte man ihn nicht einmal mehr zu bitten, eine Imitation von ihm zum besten zu geben. Wie manche Hysteriker, die man gar nicht erst in Trance zu versetzen braucht, damit sie zu dieser oder jener Person werden, schlüpfte er ganz plötzlich von sich aus in die Rolle.

Françoise, die bereits all das mit angesehen hatte, was Monsieur de Charlus für Jupien getan hatte, und nun sah, was Saint-Loup für Morel tat, schloss daraus nicht, dass dies ein Zug war, der in be-

stimmten Generationen der Guermantes immer wieder auftrat, sondern gelangte schließlich – da auch Legrandin viel für Théodore tat – zu der Überzeugung, sie, eine so moralische Person voller Vorurteile, dass es sich um einen Brauch handle, der dank seiner weiten Verbreitung vollkommen respektabel sei. Sie sagte von einem jungen Mann, ob es sich nun um Morel oder Théodore handelte, stets: »Er hat einen Herrn gefunden, der sich schon immer für ihn interessiert und ihm viel geholfen hat.« Und da in einem solchen Fall die Gönner diejenigen sind, die lieben, leiden und verzeihen, zögerte Françoise bei der Wahl zwischen ihnen und den Minderjährigen, die sie verführten, keinen Augenblick, ersteren die edlere Rolle zuzubilligen und sie »gutherzig« zu finden. Ohne zu fackeln, machte sie Théodore Vorwürfe, der Legrandin allerhand üble Streiche gespielt hatte, und sie schien zudem kaum Zweifel über die Natur ihrer Beziehung zu hegen, denn sie fügte hinzu: »Da hat der Kleine begriffen, dass auch er etwas beisteuern muss, und gesagt: ›Nehmen Sie mich zu sich, ich werde Sie lieben, ich werde Sie verwöhnen, und meiner Treu, dieser Herr hat so viel Herz, dass Théodore ganz gewiss sicher sein kann, bei ihm vielleicht sehr viel mehr zu finden, als er verdient, denn er ist ein Wirrkopf, aber dieser Herr ist so gut, dass ich oft zu Jeannette (Théodores Verlobter) gesagt habe: ›Mein Kleines, wenn Sie jemals Kummer haben, dann gehen Sie zu diesem Herrn. Er würde glatt auf der Erde schlafen, um Ihnen sein Bett zu lassen. Er hat den Kleinen (Théodore) zu sehr geliebt, um ihn vor die Tür zu setzen. Ganz gewiss wird er ihn niemals im Stich lassen.«

Aus Höflichkeit fragte ich seine Schwester nach dem Familiennamen von Théodore, der inzwischen im Süden lebte. »Aber dann ist er ja derjenige, der mir zu meinem Artikel im *Figaro* geschrieben hat!« rief ich aus, als ich erfuhr, dass er Sautton hieß.

Ebenso schätzte sie Saint-Loup mehr als Morel und war der

Auffassung, dass der Marquis trotz all der Streiche, die der Kleine (Morel) ihm gespielt hatte, diesem niemals seine Hilfe verweigern würde, außer er geriete selbst in große Schwierigkeiten, denn er sei ein Mann mit zu viel Herz.

Er bestand darauf, dass ich in Tansonville blieb, und ließ einmal durchblicken, obwohl ihm offensichtlich nicht mehr daran gelegen war, mir zu schmeicheln, dass mein Eintreffen seiner Frau ein solches Vergnügen bereitet habe, dass sie, nach ihren eigenen Worten, noch den ganzen Abend lang außer sich vor Freude gewesen sei, und das an einem Abend zudem, an dem sie so traurig gewesen war, dass ich sie mit meinem unangekündigten Erscheinen wie durch ein Wunder aus der Verzweiflung gerissen hatte, »vielleicht noch Schlimmerem«, wie er anfügte. Er bat, ich möge versuchen, sie davon zu überzeugen, dass er sie liebe, und sagte, die andere Frau, die er ebenfalls liebe, liebe er weniger, und er werde bald mit ihr brechen. »Und doch«, fügte er mit einer solchen Blasiertheit und einer solchen Vertrauensseligkeit hinzu, dass ich vorübergehend glaubte, der Name Charlie werde wider Roberts Willen »herauskommen« wie eine Lotterie-Nummer, »hatte ich etwas, worauf ich stolz sein kann. Diese Frau, die mir so viele Beweise ihrer Zuneigung schenkt und die ich Gilberte opfern werde, hat sich zuvor niemals etwas aus einem Mann gemacht, sie glaubte selbst, sie sei außerstande, sich zu verlieben. Ich bin der erste. Ich wusste, dass sie sich dermaßen aller Welt verweigert hatte, dass ich es, als ich diesen wundervollen Brief erhielt, in dem sie mir sagte, Glück könne es für sie nur mit mir zusammen geben, kaum fassen konnte. Natürlich müsste ich völlig benebelt sein, wenn mir der Gedanke, die arme kleine Gilberte in Tränen zu sehen, nicht gänzlich unerträglich wäre. Findest du nicht auch, dass sie etwas von Rachel hat?« fragte er mich. Und in der Tat war ich von der unbestimmten Ähnlichkeit verblüfft gewesen, die man jetzt bei genauerer Be-

trachtung zwischen den beiden allenfalls feststellen konnte. Vielleicht rührte sie von einer tatsächlichen Ähnlichkeit bestimmter Züge her (der zum Beispiel die hebräische Herkunft zugrunde liegen mochte, auch wenn diese Gilberte kaum anzusehen war), dezentweg Robert sich, als seine Familie auf einer Heirat bestand, bei sonst gleichen Vermögensvoraussetzungen stärker zu Gilberte hingezogen gefühlt hatte. Sie rührte außerdem daher, dass Gilberte, die auf Fotografien von Rachel gestoßen war, die sie nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, versuchte, Robert zu gefallen, indem sie gewisse Eigenheiten nachahmte, die der Schauspielerinnen lieb waren, wie etwa, ständig rote Schleifen im Haar und ein schwarzes Samtband am Arm zu tragen, und sich die Haare färbte, um brünett zu wirken. Dann, als sie merkte, dass all der Kummer ihr Aussehen verdarb, versuchte sie, dem abzuweichen. Manchmal tat sie das über alle Maßen. Eines Tages, als Robert am Abend für vierundzwanzig Stunden nach Tansonville kommen sollte, war ich so verblüfft, als ich sie ganz merkwürdig verändert – nicht nur anders als früher, sondern anders als an gewöhnlichen Tagen – zu Tisch kommen sah, dass ich aus meiner Verblüffung gar nicht herauskam, als hätte ich eine Schauspielerin vor mir, eine Art von Théodora. Ich merkte, dass ich sie in meiner Neugier, herauszufinden, was genau sich an ihr verändert hatte, unbewusst allzu sehr anstarrte. Diese Neugier wurde übrigens trotz Gilbertes Vorsichtsmaßnahmen bald befriedigt, als sie sich schneuzte. Denn an all den Farben, die auf dem Taschentuch zurückgeblieben waren und darin eine reiche Palette bildeten, sah ich, dass sie sich über und über angemalt hatte. Daher also dieser blutigrote Mund, den sie zu einem Lächeln zu zwingen suchte in der Annahme, das stehe ihr gut, während die Stunde der Ankunft der Eisenbahn, die näher rückte, ohne dass Gilberte gewusst hätte, ob wirklich ihr Mann oder nicht eine dieser Depeschen eintreffen würde, deren Grundmodell

Monsieur de Guermantes geistreich in den Worten »KOMMEN UNMÖGLICH, LÜGE FOLGT« zusammengefasst hatte, ihre Wangen unter dem von der Schminke violett gefärbten Schweiß erbleichen ließ und ihre Augen schwarz umrandete.

»Ah!, weißt du«, sagte er mit einer aufgesetzt herzlichen Miene, die in schroffem Gegensatz zu seiner spontanen Herzlichkeit von früher stand, und mit alkoholisierter Stimme und in schauspielerhaftem Ton zu mir, »Gilberte glücklich zu sehen, dafür gäbe ich alles! Sie hat so viel für mich getan. Du machst dir keine Vorstellung.« Das Unangenehmste an dem Ganzen war seine Eitelkeit, denn es schmeichelte ihm, von Gilberte geliebt zu werden, und ohne dass er nun zu sagen wagte, er dagegen liebe Charlie, gab er doch über die Liebe, die der Violinist angeblich für ihn empfand, Einzelheiten preis, von denen Saint-Loup sehr wohl wusste, dass sie aufgebaut, wenn nicht sogar von Grund auf erfunden waren, wo ihn doch Charlie täglich um noch mehr Geld anging. Und dann vertraute er mir Gilberte an und fuhr zurück nach Paris.

Ich hatte übrigens einmal Gelegenheit – um ein wenig vorzugreifen, denn noch bin ich in Tansonville –, ihn dort in Gesellschaft zu sehen, und zwar aus einer Distanz, die es mir ermöglichte, in seiner trotz allem noch immer lebhaften und charmanten Ausdrucksweise die Vergangenheit wiederzufinden; ich war verblüfft, wie sehr er sich veränderte. Er wurde seiner Mutter immer ähnlicher, doch das hochmütig-ungezwungene Auftreten, das er von ihr geerbt und das sie bei ihm mit Hilfe der vorzüglichsten Erziehung zur Perfektion gebracht hatte, wirkte nun übertrieben und erstarrt; der den Guermantes eigene durchdringende Blick vermittelte den Eindruck, als inspiziere er jegliche Umgebung, in der er sich bewegte, jedoch auf eine nahezu unbewusste Art und Weise, so, als handle es sich eher um eine Gewohnheit oder eine angeborene Eigenheit. Selbst wenn er reglos dastand, wurde er durch die Fär-

bung, die bei ihm noch ausgeprägter war als bei allen anderen Guermantes und die nicht weniger als der Körper gewordene Sonnenschein eines goldenen Tages zu sein schien, mit einem so fremdartigen Gefieder versehen, zu einer so seltenen, so kostbaren Spezies gemacht, dass jede ornithologische Sammlung ihn gern besessen hätte; doch wenn sich obendrein dieses in einen Vogel verwandelte Licht in Bewegung, in Tätigkeit setzte, wenn ich zum Beispiel Robert de Saint-Loup bei einer Soiree, bei der auch ich mich aufhielt, eintreten sah, dann hatte er eine Art, den so seidenschweich und hochmütig von der goldenen Federhaube seiner ein wenig gelichteten Haare gekrönten Kopf aufzurichten, den Hals so sehr viel gewandter, anmaßender und koketter zu bewegen als irgendein menschliches Wesen, dass man sich bei all der halb gesellschaftlich, halb zoologisch motivierten Neugier und Bewunderung, die er erregte, fragen musste, ob man sich im Faubourg Saint-Germain oder im Zoologischen Garten befand und ob man einen Edelmann einen Salon durchschreiten oder einen Vogel in seinem Käfig umherstolzieren sah. Dieser Rückfall in die vogelhaft, spitzschnäblige, scharfäugige Eleganz der Guermantes stand jetzt übrigens ganz im Dienste seines neuen Lasters, das sie dazu benutzte, sich gefasst zu zeigen. Und je mehr Gebrauch es davon machte, desto mehr glich er, wie Balzac sagen würde, einer Tante. Wenn man ein wenig Phantasie aufwendete, passte sein Geplapper nicht weniger als sein Gefieder zu dieser Deutung. Er begann, Phrasen von sich zu geben, von denen er glaubte, sie klängen nach »Grand Siècle«, und imitierte damit die Manierismen des Herzogs von Guermantes. Doch eine nicht zu bestimmende Winzigkeit bewirkte, dass sie zugleich zu Manierismen des Monsieur de Charlus wurden. »Ich lasse dich einen Moment allein«, sagte er zu mir bei dieser Soiree, als Madame de Marsantes etwas weiter entfernt von uns stand. »Ich will meiner Mutter ein bisschen den Hof machen.«

Was seine Liebe betraf, über die er pausenlos redete, so ging es dabei übrigens nicht nur um die zu Charlie, auch wenn diese als einzige für ihn zählte. Von welcher Art die Liebe eines Mannes auch sein mag, man täuscht sich immer in der Zahl der Personen, mit denen er eine Liaison hat, weil man Freundschaften fälschlich für Liebesaffären hält, ein Irrtum im Addieren, aber auch, weil man glaubt, eine erwiesene Liaison schließe eine andere aus, ein Irrtum ganz anderer Art. Zwei Personen mögen sagen: »Die Mätresse von X***, ja, die kenne ich«, dann unterschiedliche Namen nennen und sich doch beide nicht täuschen. Eine Frau, die man liebt, genügt nur selten allen unseren Bedürfnissen, und man betrügt sie mit einer Frau, die man nicht liebt. Was nun also die Art von Liebe angeht, die Saint-Loup von Monsieur de Charlus geerbt hatte, so macht für gewöhnlich ein Ehemann, der dazu neigt, seine Frau glücklich. Das ist eine allgemeine Regel, doch die Guermantes brachten es fertig, davon eine Ausnahme zu machen, weil diejenigen unter ihnen, die diese Neigung hatten, glauben machen wollten, sie hätten im Gegenteil jene zu Frauen. Sie stellten sich ostentativ mit dieser und jener zur Schau und brachten ihre eigene zur Verzweiflung. Die Courvoisiers waren da klüger. Der junge Vizegraf von Courvoisier glaubte, er sei seit Anbeginn der Welt der einzige auf diesem Erdenrund, der sich von jemandem des gleichen Geschlechts in Versuchung gebracht fühlte. In der Annahme, diese Neigung habe der Teufel ihm eingeflößt, kämpfte er dagegen an, heiratete eine hinreißende Frau und machte ihr Kinder. Dannklärte ihn einer seiner Vettern darüber auf, dass diese Neigung ziemlich verbreitet sei, und ging in seiner Güte so weit, ihn zu Örtlichkeiten zu führen, wo er ihr nachgehen konnte. Monsieur de Courvoisier liebte seine Frau deshalb nur umso mehr, verdoppelte seinen Zeugungseifer, und er und sie wurden bald das beste Ehepaar in ganz Paris genannt. Man konnte nichts dergleichen von

Saint-Loups Ehe behaupten, weil Robert, statt sich mit seiner Inversion abzufinden, seine Frau tödlich eifersüchtig machte, indem er – ohne jegliches Vergnügen – Mätressen unterhielt.

Es mag sein, dass Morel, der außerordentlich dunkel war, zu Saint-Loup so notwendig gehörte wie der Schatten zum Sonnenstrahl. Man kann sich in dieser alten Familie sehr gut einen goldblonden, intelligenten, hochangesehenen Landedelmann vorstellen, der in seinem untersten Deck eine heimliche Neigung, von der keiner etwas weiß, zu Negern birgt.

Robert ließ übrigens niemals das Gespräch auf jene Art von Liebe kommen, der er huldigte. Wenn ich darüber eine Bemerkung machte, erwiderte er: »Ah!, ich weiß nicht«, mit einem so umfassenden Desinteresse, dass er sogar sein Monokel fallen ließ, »von diesen Dingen habe ich keine Ahnung. Wenn du darüber Informationen suchst, *mein Lieber*, dann rate ich dir, dich an eine andere Adresse zu wenden. Ich bin Soldat, punktum. So gleichgültig mir solche Sachen sind, so leidenschaftlich verfolge ich den Balkankrieg. Früher hat dich das interessiert, die Etymologie der Schlachten. Ich sagte dir damals, dass wir, wenn auch unter völlig anderen Umständen, die typischen Schlachten wiedersehen würden, zum Beispiel den weiträumigen Einschluss vom Flügel her, also die Schlacht von Ulm. Nun gut!, so anders diese Balkankriege auch sonst sein mögen, Lüleburgaz ist abermals Ulm, der Einschluss vom Flügel her. Das sind Themen, über die du dich mit mir unterhalten kannst. Aber von dieser Sorte Sachen, auf die du angespielt hast, verstehe ich so viel wie vom Sanskrit.« Ich fragte Robert wegen dieses mysteriösen: »Wir hätten einander sehr gut verstanden.« Er behauptete, sich nicht daran erinnern zu können, und dass es in jedem Fall nichts Besonderes zu bedeuten gehabt habe.

Auf diese Themen, die Robert so entschieden von sich wies, kam dagegen Gilberte, sobald er wieder fort war, im Gespräch mit

mir gern zurück. Gewiss nicht mit Blick auf ihren Mann, denn sie wusste von nichts, oder tat zumindest so. Aber sie verbreitete sich gern darüber, soweit es andere betraf, entweder, weil sie darin eine Art indirekter Entschuldigung für Robert sah, oder weil dieser sie, wie sein Onkel hin und her gerissen zwischen strengster Verschwiegenheit über diese Themen und dem Bedürfnis, sich auszusprechen und über andere herzuführen, über vieles in Kenntnis gesetzt hatte. Neben allen anderen wurde auch Monsieur de Charlus nicht geschont; zweifellos, weil Robert, ohne Gilberte etwas über Charlie zu sagen, es doch nicht unterlassen konnte, ihr in der einen oder anderen Form weiterzuerzählen, was er von dem Violinisten erfahren hatte. Und dieser verfolgte seinen einstigen Wohltäter mit seinem Hass. Diese Gespräche, für die Gilberte eine Vorliebe hatte, ermöglichten es mir, sie zu fragen, ob in paralleler Weise Albertine, deren Namen ich einst durch sie zum ersten Mal gehört hatte, als sie noch Schulfreundinnen waren, solche Neigungen hatte. Gilberte konnte mir da keine Auskunft geben. Freilich war es für mich schon seit langer Zeit von keinem Interesse mehr. Doch wie ein Greis, dem das Gedächtnis abhandengekommen ist und der sich von Zeit zu Zeit erkundigt, wie es seinem verstorbenen Sohn geht, fuhr ich mechanisch fort, mich danach zu erkundigen.

Das Merkwürdige ist, worüber ich mich hier aber nicht verbreiten kann, in welchem hohem Ausmaß zu jener Zeit alle Personen, die Albertine geliebt hatte, all jene, die von ihr hätten erlangen können, was sie wollten, wenn schon nicht um meine Freundschaft, so doch darum baten, flehten, ich wage fast zu sagen: bettelten, meine Bekanntschaft zu machen. Es wäre nun nicht mehr nötig gewesen, Madame Bontemps Geld anzubieten, damit sie Albertine zu mir zurückschicken würde. Diese Wende des Lebens, die eintrat, als sie nichts mehr nützte, betrübte mich zutiefst, nicht etwa wegen Albertine, die ich ohne große Freude aufgenommen hätte, wenn

sie mir nun nicht mehr aus der Touraine, sondern aus dem Jenseits zurückgebracht worden wäre, sondern wegen einer jungen Frau, die ich liebte und der ich nicht zu begegnen vermochte. Ich sagte mir, dass mir, wenn sie stürbe oder ich sie nicht mehr lieben würde, alle jene, die mich mit ihr hätten zusammenbringen können, zu Füßen liegen würden. Währenddessen versuchte ich vergeblich, auf sie einzuwirken, denn ich war nicht durch die Erfahrung geheilt, die mich doch hätte lehren sollen – falls sie überhaupt jemals irgendetwas lehrte –, dass zu lieben einem bösen Zauber gleicht, wie man ihn aus Märchen kennt und gegen den man nichts machen kann, bis der Bann gebrochen ist.

»Just das Buch, das ich hier habe, handelt von solchen Dingen«, sagte sie zu mir. »Es ist ein alter Balzac, den ich durchackere, um mich auf die Höhe meiner Onkel zu bringen, *Das Mädchen mit den Goldaugen*. Aber es ist absurd, völlig unglaubwürdig, ein schöner Albtraum. Außerdem kann ja vielleicht eine Frau von einer anderen Frau in dieser Weise überwacht werden, aber niemals von einem Mann.« – »Da täuschen Sie sich, ich habe eine Frau gekannt, die ein Mann, der sie liebte, schließlich regelrecht eingekerkert hat; sie durfte sich mit niemandem treffen und nur mit zuverlässigen Diensthoten rausgehen.« – »Na, das muss ja bei jemandem, der so gut ist wie Sie, Entsetzen hervorrufen. Noch eben meinten Robert und ich, dass Sie heiraten sollten. Ihre Frau würde Sie gesundpflegen, und Sie würden sie glücklich machen.« – »Nein, ich habe einen zu schlechten Charakter.« – »Ach, Unsinn!« – »Bestimmt! Übrigens bin ich einmal verlobt gewesen, aber ich habe mich nicht entschließen können, sie zu heiraten (und schließlich hat sie selbst wegen meines wankelmütigen und pedantischen Charakters verzichtet).« Tatsächlich beurteilte ich inzwischen in dieser allzu simplizistischen Form mein Abenteuer mit Albertine, jetzt, wo ich es nur noch von außen sah.

Als ich in mein Zimmer hinaufging, betrübte mich der Gedanke, dass ich mir nicht ein einziges Mal die Kirche von Combray wieder angesehen hatte, die mich inmitten von Grün in einem violett überhauchten Fenster zu erwarten schien. Ich sagte mir: »Was soll's, vielleicht in einem anderen Jahr, wenn ich bis dahin nicht gestorben bin«, denn ich sah keinen anderen Hinderungsgrund als meinen Tod und dachte nicht an den der Kirche, die mir nach meinem Tod noch lange Zeit überdauern zu müssen schien, wie sie auch vor meiner Geburt schon lange Zeit bestanden hatte.

Eines Tages unterhielt ich mich jedoch mit Gilberte über Albertine und fragte sie, ob diese Frauen geliebt habe. »Aber nein!, überhaupt nicht.« – »Aber Sie sagten damals, sie habe eine zweifelhafte Art an sich.« – »Das soll ich gesagt haben?, da müssen Sie sich irren. Jedenfalls habe ich, falls ich das wirklich gesagt habe, aber Sie irren sich ganz gewiss, im Gegenteil Flirts mit jungen Männern gemeint. Im übrigen geht so etwas in dem Alter wahrscheinlich sowieso nicht sehr weit.« Sagte Gilberte das, um zu vertuschen, dass sie dem zufolge, was Albertine mir erzählt hatte, selbst Frauen liebte und Albertine Avancen gemacht hatte? Oder weil sie (denn die anderen sind oft besser über unser Leben informiert, als wir glauben) wusste, dass ich Albertine geliebt hatte, dass ich ihretwegen eifersüchtig gewesen war (denn die anderen mögen zwar die Wahrheit über uns besser kennen, als wir glauben, überstrapazieren sie aber und begehen durch allzu weitreichende Vermutungen Irrtümer, während wir vielmehr gehofft hatten, sie begingen sie aufgrund des völligen Fehlens von Vermutungen), sich nun dachte, ich sei es noch immer, und mir deshalb aus reiner Güte jene Binde über die Augen legen wollte, die man für Eifersüchtige stets zur Hand hat? Jedenfalls beschritten die Worte Gilbertes von jener »zweifelhaften Art« von damals bis zu dem heutigen Zeugnis eines untadeligen Lebenswandels den entgegengesetzten Weg, dem Albertines

Behauptungen gefolgt waren und die praktisch mit dem Geständnis einer mehr oder weniger intimen Beziehung zu Gilberte geendet hatten. Ich hatte darüber nicht weniger gestaunt als über das, was Andrée mir gesagt hatte, denn diese ganze kleine Bande hatte ich zwar anfangs, bevor ich sie kennenlernte, für vollkommen verdorben gehalten; anschließend hatte ich mir klargemacht, dass meine Vermutungen falsch waren, wie es so oft geschieht, wenn man ein ehrbares junges Mädchen, das von den Tatsachen der Liebe nichts weiß, in einem Milieu antrifft, das man zu Unrecht als das verkommenste angesehen hatte. Später dann hatte ich diesen Weg in umgekehrter Richtung zurückgelegt und meine anfänglichen Vermutungen wieder für zutreffend gehalten. Doch vielleicht hatte Albertine mir das nur in der Absicht gesagt, erfahrener zu wirken, als sie war, und um mich in Paris mit einem Nimbus von Sittenlosigkeit zu beeindrucken, ähnlich wie bei meinem ersten Balbec-Besuch mit dem ihrer Tugendhaftigkeit. Und vielleicht auch ganz einfach, weil ich mit ihr über Frauen gesprochen hatte, die Frauen lieben, und sie nicht den Eindruck erwecken wollte, als sei sie gänzlich schimmerlos, ähnlich wie man in einer Unterhaltung ein verständiges Gesicht aufsetzt, wenn die Rede auf Fourier oder Tobolsk kommt, obwohl man keine Ahnung hat, wer oder was das ist. Sie hatte vielleicht in der Nähe der Freundin von Mademoiselle Vinteuil und von Andrée gelebt, jedoch getrennt von diesen durch eine undurchlässige Wand, weil die beiden meinten, dass sie »nicht dazugehöre«, und sich erst nachträglich – wie eine Frau, die einen Literaten geheiratet hat, anschließend versucht, sich zu bilden – kundig gemacht, um mir gefällig und in der Lage zu sein, meine Fragen zu beantworten, bis ihr eines Tages aufgegangen war, dass sie meiner Eifersucht entsprangen, und sie die Maschinen auf volle Kraft zurück gestellt hatte. Zumindest, sofern nicht Gilberte mich belog. Mir kam sogar der Gedanke, dass Robert im Verlaufe eines

Flirts, den er in die Richtung gelenkt hatte, die ihn interessierte, über sie erfahren hatte, dass sie Frauen nicht abgeneigt war, und er sie in der Hoffnung auf Sinneslüste geheiratet hatte, die er dann aber zu Hause offenbar nicht hatte finden können, da er sie anderswo genoss. Keine dieser Hypothesen war absurd, denn unter Frauen wie der Tochter Odettes oder den jungen Mädchen der kleinen Bande gibt es eine solche Vielfalt, eine solche Anhäufung einander ablösender, wenn nicht gar nebeneinander bestehender Neigungen, dass sie mühelos von einer Liaison mit einer Frau zur großen Liebe zu einem Mann übergehen können, so mühelos, dass es schwierig wird, die wirkliche oder vorherrschende Neigung zu bestimmen.

Ich wollte mir von Gilberte das *Mädchen mit den Goldaugen* nicht ausleihen, da sie es gerade las. Sie borgte mir aber als Lektüre vor dem Einschlafen an diesem letzten Abend, den ich bei ihr zu Hause verbrachte, ein Buch, das einen ziemlich lebhaften und gemischten Eindruck in mir hervorrief, der aber nicht lange vorhalten sollte. Es war ein Band der unveröffentlichten Tagebücher der Brüder Goncourt.

Als ich, bevor ich mein Licht löschte, die Seiten las, die ich weiter unten wiedergebe, erschien mir meine mangelnde Eignung zum Schriftsteller, die ich einst schon auf der Seite von Guermantes geahnt hatte und die mir während des Urlaubs, der mit diesem Abend zu Ende ging, bestätigt worden war – einem dieser Abende vor einer Abreise, an denen sich die Erstarrung in Gewohnheiten, die ein Ende finden, löst, und man versucht, sich selbst zu beurteilen –, als etwas weniger Betrübliches, als ob die Literatur ohnehin keine tieferliegende Wahrheit aufdecken würde; und zur gleichen Zeit kam es mir traurig vor, dass die Literatur nicht sein sollte, was ich geglaubt hatte. Andererseits erschien mir der Krankheitszustand, der mich in ein Sanatorium verbannen würde, weniger be-

dauerlich, wenn die schönen Dinge, von denen die Bücher sprechen, nicht schöner sein sollten als das, was ich zu sehen bekommen hatte. Doch in einem seltsamen Widerspruch bekam ich jetzt, wo das Buch von ihnen sprach, größte Lust, sie wiederzusehen. Hier also die Seiten, die ich las, bis mir die Müdigkeit die Augen schloss:

»Vorgestern platzte hier, um mich zu einem Diner bei sich zu Hause abzuholen, Verdurin herein, der ehemalige Kritiker der *Revue* und Autor dieses Werkes über Whistler, in dem durchaus gelegentlich die Machart, die künstlerische Kolorierung dieses originären Amerikaners mit großer Empfindsamkeit von diesem Liebhaber all der Raffinessen, all der *Hübschigkeiten* gemalter Dinge, wie Verdurin einer ist, verdeutlicht wird. Und während ich mich ankleide, um ihm zu folgen, beginnt er von sich aus mit einem langen Vortrag, den er streckenweise so verschüchtert abstottert wie eine Beichte, über seinen Verzicht zu schreiben, den er gleich nach seiner Vermählung mit der ›Madeleine‹ von Fromentin geleistet hat, ein Verzicht, dem die Gewohnheit zugrunde liege, Morphium zu nehmen, und der den Worten Verdurins zufolge die Wirkung gehabt habe, dass die meisten Gäste im Salon seiner Frau nicht einmal wüssten, dass der Ehemann jemals geschrieben hat, und mit ihm von Charles Blanc, Saint-Victor, Sainte-Beuve und Burty als Personen sprächen, denen er, ihrer Meinung nach, weit unterlegen sei. ›Jedoch, nicht wahr, Sie Goncourt wissen sehr wohl, und Gautier wusste es auch, dass meine *Salons* von ganz anderem Kaliber waren als diese erbärmlichen *Meister von einst*, die in der Familie meiner Frau für ein solches Meisterwerk gelten.‹ Und dann setzt sich in einer Dämmerung, in der um die Türme des Trocadéro so etwas wie das letzte Flackern eines Lichts liegt, das aus ihnen Türme genau wie jene johannisbeergeleeglasierten Türme der Feinbäcker von

einst macht, die Unterhaltung im Wagen fort, der uns zum Quai Conti bringen soll, wo sie ihre Stadtvilla haben, die ihr Besitzer als den ehemaligen Sitz der venezianischen Botschaft ausgibt und in der es ein Rauchzimmer geben soll, einen Raum, von dem Verdurin mir in einer Weise erzählt, als sei er in der Manier von *Tausendundeiner Nacht* im Handumdrehen und so, wie er war, aus einem berühmten *Palazzo*, dessen Namen ich vergessen habe, herbeigeschafft worden, einem *Palazzo*, dessen Brunneneinfassung eine Marienkrönung darstellt und von der Verdurin behauptet, sie gehöre absolut zu den schönsten Werken Sansovinos und diene seinen Gästen zum Abstreifen der Zigarrenasche. Und beim Zeus, als wir in der Blaugrüne, der Verschwommenheit eines Mondlichts anlangen, die jenen wahrhaft gleichen, mit denen die klassische Malerei Venedig schützend umhüllt und vor dem die Silhouette der Kuppel des Instituts an die Salute in Guardis Gemälden gemahnt, habe ich für einen Augenblick die Illusion, mich am Ufer des Canal Grande zu befinden. Und die Illusion wird durch die Konstruktion des Hauses unterstützt, von dessen erstem Stockwerk aus man den Quai nicht sieht, und durch das anregende Sagen des Gastgebers, der Name der Rue du Bac – Teufel auch, wenn ich je daran gedacht habe – leite sich von der Barke her, mit der einst die Nonnen, die Miramionen, zum Gottesdienst nach Notre-Dame übersetzt hätten. Ein ganzes Stadtviertel, in dem meine Kindheit herum-schlenderte, als meine Tante de Courmont dort wohnte, und zu dem ich eine *Wiederliebe* fasse, als ich nahezu direkt neben der Villa der Verdurins das Schild des *Petit Dunkerque* entdeckte, eines der wenigen Läden, die noch außerhalb der Bleistift- und Frottis-Vignetten von Gabriel de Saint-Aubin überleben und in denen das neugierige 18. Jahrhundert seine müßigen Augenblicke dem Feilschen um französische und ausländische Hübschheiten widmete und ›all dem, was die Künste an Neuestem hervorbringen‹, wie ei-